

MEIN VATER UND GILLETTE

GILLETTENARRATIVE — PERSÖNLICHES ARCHIV

Mein Vater ist im April 2025 verstorben.

Seitdem ist kein einziger Tag vergangen, an dem seine Gegenwart nicht meine Gedanken durchzogen hätte.

Der Tod nimmt einem Mann den Raum.

Er nimmt ihm nicht das Gespräch.

Je älter ich werde, desto mehr entdecke ich Teile von ihm, verborgen in mir selbst.

Gesten. Stille. Reaktionen. Arten, Menschen anzusehen.

Das Erbe, das zählt, ist niemals Geld.

Es ist Anerkennung.

Als ich jung war, sah er mich an und sagte mir, ich sei zu Dingen fähig, die jenseits seiner eigenen Reichweite lägen.

Ich dachte, er necke mich.

Ich dachte, Väter sagten so etwas, weil Väter dazu verpflichtet sind, an das Unmögliche bei ihren Söhnen zu glauben.

Jetzt verstehe ich es.

Er machte mir kein Kompliment.

Er lieh mir ein Vertrauen, das ich mir noch nicht verdient hatte.

Er sah Wege, die ich nicht sehen konnte.

Türen, von deren Existenz ich nichts wusste.

Möglichkeiten, die ich erst Jahrzehnte später entdecken würde.

Wir waren Vater und Sohn.

Dann wurden wir Freunde.

Die Art von Freunden, die ehrlich über das Leben sprechen, über Frauen, Siege, Demütigungen und Träume.

Dann wurden wir Kollegen.

Verschwörer, verbunden durch Arbeit, Blut und die hartnäckige Weigerung, gewöhnliche Grenzen zu akzeptieren.

Über alles andere hinaus teilten wir einen Nachnamen.

Einen Nachnamen, der heute nicht deshalb überdauert, weil er auf Dokumenten steht, sondern weil er Eingang in Erzählung gefunden hat.

Eingang in Erinnerung.

Eingang in GilletteNarrative.

Manchmal habe ich das seltsame Gefühl, dass er noch immer zusieht.

Nicht als Richter.

Nicht als Kritiker.

Nicht als der Mann, der sagt:

„Ich hab’s dir doch gesagt.“

Nein.

Eher wie ein stiller Beobachter, der ein Experiment studiert, das er selbst mitgeschaffen hat.

Ein Sohn, der nie der Gebrauchsanweisung folgte.

Ein Sohn, der immer wieder aus dem Format ausbrach.

Ein Sohn, dessen Leben Ergebnisse hervorbrachte, die niemand vernünftigerweise hätte vorhersagen können.

Er fehlt mir.

Sein Lächeln.

Seine Pausen.

Sein Schweigen.

Seine Entscheidungen.

Jene kleinen, in der Erinnerung bewahrten Bilder, die kein Archiv speichern und keine Technologie wiederherstellen kann.

Er war mit siebenundzwanzig Hauptmann der italienischen Armee.

Doch der Dienstgrad erklärte ihn nie.

Was ihn einzigartig machte, war einfacher.

Er war mein Vater.

Der ruhige Teil meines Daseins, während der Rest der Welt darum wetteiferte, Lärm zu machen.

Und so werde ich ihm schreiben.

Wohin auch immer er gegangen sein mag.

Warte auf mich.

Aber noch nicht.

Es gibt noch unvollendete Arbeit.

Es gibt noch ungelöste Rätsel.

Es gibt noch Geschichten, die geschrieben werden müssen.

Eines Tages werde ich ankommen.

Und wenn ich es tue, werden wir gemeinsam lachen.

Nicht über den Erfolg.

Nicht über das Scheitern.

Über die Absurdität der Reise.

Denn gelebte Erfahrung kann Geschichten erzählen, denen die Vorstellungskraft nie gleichkommen wird.

Auf Wiedersehen, Papa. Bis dahin.

Ferdinando

Ferdinando Frega — gillettenarrative.com